

Christoph Martin Wieland.

zur 100. Wiederkehr seines Godesstages (20. Januar).

Von
Th. Schwabe (Waldenburg).

In der Nacht zum 20. Januar 1813 verfiel in Weimar nach kurzer Krankheit der achtzigjährige Dichtermanch Christoph Martin Wieland, ein Gutsbesitzer, ein Freund und Schützling des Königs, ein Mann, der früher dem Dichter gehört hatte, und begraben ihn dort heimlich an der Seite seiner Frau und der Gattin Clementine. Die beständige Krankheit, die das Grab schmückt, und die gefühlvolle Lyra mit dem Stern der Unsterblichkeit über Wielands Namen vor schon vor Jahren erlosch und die Inschrift von ihm selbst bestimmt worden.

Der Tod kam über den Alten als eine Naturnotwendigkeit. Wie uns Genette von Anselm berichtet, wehrte er sich seinen Augenblick dagegen. In seiner gewohnten Manier, bei gemeint, die Götter seien etwas groß gegen die Menschen, aber die Menschen vernünftig genug, um es ertragen zu lernen. Kurz vor den letzten Stunden habe er meißens Gamlets Worte wiederholt: Sein oder nicht sein, das ist die Frage... und habe hinzugefügt, jedes sei ihm nun gleich, Nicht so muß hätte er wohl, falls er sich befehlen ganz bewusst gewesen wäre, die Leinwand hingeworfen, daß zur Zeit, da er leblich stand, auch sein dichterischer Einfluß darauf war, in das Dunkel der Vergessenheit zu verfallen. Und dies, nachdem kaum zwanzig Jahre vorher ein erster Regent ihn als Dichter gefeiert hatte, dem sein noch so verdorbener Mittelalter als Lebensgenießung freitig machen dürfte. Im diesen Wechsel der Stimmungen zu verstehen, müssen wir die Grundzüge seines Lebens und Dichtens kennen.

Der Wielands Werke sind, wie gemahnt überaus durch die vielen griechischen und ausländischen Namen. Bei genauem Zusehen ergibt sich, daß in seinen Dichtungen nie Deutsche auftreten, und daß ihr Schauplatz nie Deutschland ist. Dafür steht Griechenland und der Orient ein, freilich nicht in voller kulturgeschichtlicher Treue, sondern mehr als fiktiver Schauplatz. Man denke zum Beispiel an seine Gedichte der griechischen Helden, bei der es teilweise auf siebentägige Kämpfe und Szenen deutscher Kämpfer abgesehen ist. Und die Menschen, die darin auftreten, sind keine Originalgestalten, sondern Franzosen mit deutscher Bemischung. Auch stofflich weisen seine Werke auf andere Völker, und Wieland selber macht aus seiner Abhängigkeit gar keinen Hehl. Seine Bekehrter sind der griechische Epiker Lucian, dessen Geschichte er mehrheitlich überzieht hat, der Lebensgenießung vorzuziehen, der natürliche Ritter des Grotesken, und nicht zuletzt die Franzosen und Engländer jener Tage. Selbst, die griechischen Stoff zu bekommen, war er einer der ersten, die auch Rittergeschichten und Legenden des Mittelalters auswerteten und dadurch der Romanik den Weg bahnten. Mit anderen Worten: Wieland war kein genialer Künstler, er war nur „Bewerter“, wenn auch künstlerisch hoch begabt, und zwar in seinen Prosastücken ebenso wie in den Versen, zum Beispiel in seinem Buch „Der Mensch“, aus dieser Abhängigkeit ihm einen Vorwurf zu schmiden, geht nicht an: seine Zeit war ja literarisch fast aus Ausland angefüllt, französische Sprache und Sprachkunst galten als Vorbild, und so kann es nicht ausfallen, wenn auch er der Zeitrichtung folgte und dadurch viele Fehler fand. Dies sehen eben im Dichter einen wahren Vertreter ihres eigenen Geistes.

Anders, was er auch sein aus dem Wesen schaffender Geist, so war er doch ein begabter Neudichter, ein Neubildner der Sprache. Heute, nach den großen Klaffern, können wir uns über die schwere Form der deutschen Prosa jener Zeit, der Unklarheit des Stils, der geringen Kunst des französischen Stils, der unzureichenden Vertiefung machen. Im 1780 löst ein französischer Dichter: „Man weiß genug, daß es nicht viel weniger als ein Widerspruch ist, ein Schwabe heißen und guter Dichter.“ Wenn wir statt Schwabe „Deutsche“ lesen, dürfen wir der Wahrheit nicht ferne sein. Rein Wunder, daß Wieland mit seiner volkstümlichen Prosa Wälfchen erregte, kein Wunder aber auch, daß die gelehrten Deutschen jener Zeit sich nicht schämten, den Dichter des französischen Stils hinzubringen, und nun überdacht Wieland, trotzdem er von Geburt ein Schwabe war, das feine, feinsinnige, liebenswürdige, flüchtige dieses Stils in die deutsche Sprache. Er tut es unter unzureichender geistiger Nähe und unzureichendem Verständnis. Erbenmal schreibt er den „Oberon“, aber er ist ihm dem Dicht übergeben, kein Gedanke bildet sich erst wie es selbst gefühlt, indem er ihn dreht, vermischt und noch überdacht, ausreißt, dreht, wendet. Dafür zeichnen sein jeterlicher „Wieland“ auch blühende, farbige, heitere Karnevals- und Menschenleben, nicht selten gemischt mit Weib und guter Dame.

Das ist unferes Dichters großes und leider fast einziges Verdienst: er hat die künstlerische Prosa aus Schmerzhaftigkeit und Verwahrheitung befreit; er hat die Erklärung der deutschen Literatur vor ausländischem Wesen erlangt; er war eine wichtige Stütze der Entwicklung von französischer zu deutscher Art. Ja, Goethe wird für seine Freiheit nicht unrecht haben, wenn er sagt, das fälschliche Deutschland sei Wieland die poetische und profanische Kultur schuldig. Daher ist der Beifall, den ihm die Zeitgenossen spendeten, wohl zu verstehen.

Das kommt, daß die Ideen, die er in glänzender Stil vortrug, ganz in die lebzigste und achtzigste Jahre vor der französischen Revolution passten: das Leben in rein natürlicher, rationalistischer Weise aufzuheben und genesen, nicht unnötig graben, das stört nur die Seele: nie mehr umfängen die Götter des Lebens, Liebe, Wein, Genießen und maßvoll genießen. Lieberheit wird der Gedanke geführt, daß alle große Zuchtanforderungen nicht doch im natürlichen Genuß liegen. Nicht als ob der Dichter gerade Ernst und Zucht verpönte — in „Geron der Welte“ verteidigt er schon die Treue und Selbstüberwindung —, aber im Grunde sind sie ihm in seinen Dichtungen, wenn auch nicht in seinem Privatleben, ziemlich fremd. Sein Ideal ist, wie es in „Majaron“ heißt, die „reizende Philosophie“.

Die, was Natur und Schicksal uns gewährt, vermagst gerecht, und genen den Rest abzuheben; die Dinge dieser Welt genen von der schönen Seite betrachtet; dem Gesicht sich unterwerfen macht; nicht wissen will, was alles das bedeutet, was Zeus als Gult in rätselhafter Nacht vor uns verbergt... nicht fleißig von, ... nicht ohne Geld und aus Schmach ist stüt und, glücklich oder nicht, die Welt für sein Glück, für seine Götter hält...

Von der hohen Geistigkeit eines Künstlers, seines ersten Vorbilds, moralisch Wieland zu näherten, moralisch recht wenig verpflichtenden Philisterratschlägen hingelenken. Und diese Ratshlägeungen ruft er nicht selten mit sinnlichen und lächerlichen Farben aus, Farben, die weit über das Maß des menschlich Wohlstandigen hinausgehen und gewiß die Augen von vielen auf sich zogen, denen der übrige Inhalt seiner Schriften gleichgültig war. So läßt es sich verstehen, daß die zahlreichen weltlichen und geistlichen Götter, daß der halb französische Adel Deutschlands eifrig für ihn eingenommen war. Götter doch beiden Teilen, dem Dichter und den Lesern, die gleiche Freude an der Fiktion des menschlichen Lebens. Und Goethe kann den Zuchtgenossen wohl nicht genügend entlassen, wenn er in seiner Rede nach Wielands Tod meint, ein Mann von solchen Talenten werde sich manchmal verlustig fühlen, die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von jeder das Genie solche Maßregeln unter seine überstimmte gepäht hat.

Genie ist von Wieland außer dem überlieferungsgemäßen Tod in den Vätertatschlägen nur wenig mehr übrig: „Oberon“, eine glänzende epische Fiktion, eine „Geschichte der Wälfchen“, breit aber wenig, einige kleinere Gedichte, „Geron der Welte“, das „Wintermärchen“, „Schach Wolo“, — dann dürfen wir Schluß machen: Der Stern der Unsterblichkeit leuchtet nur über „Oberon“. Das übrige mußte untergehen. Die Menschen von 1800 schon waren andere geworden. Die Revolution, die Kisten und Beiden der Reize schufen eine neue Zeitstimmung. Jedem waren solchen Tanten werde sich aufgetrieben, die höhere Ideale, die vor allem vaterländischen Gethufismus predigten. Dann fiel die blaue Blume der religiösen, übernatürlichen, schwärmenden Romanistik aus den geistlichen Hüften. Damit war das Schicksal Wielands besiegelt, — naturgemäß, wie sein leblicher Tod.

Konzerte.

Elia Bauer v. Wolzogen ist auf dem Konzertpodium eine stets herzlich begrüßte Erscheinung — ganz besonders davon, daß Raute spielen gar nicht überhaupt modern ist. Mit liebenswürdigem Charakter, dazu ein wenig pikantes Anekdote gelangen der Künstlerin all die sieben, uns zum Teil vertanen Lieber vortrefflich; von Liebes Leid und Freud, vom Himmel, in den auf Wälfen der kleinen langulitigen Englein aus, ein schmerzender einseitig, vom Paradies und seinen Freunden (wie es sich wünschens die Schöner vorstellen), vom... ja, wer will das aufpassen! Denn außer dem im Programm Verprochenen gab es noch

manche Zugabe, und wer schließlich die aller-allerletzte abwartete, wurde noch besonders belohnt, denn Frau v. Wolzogen sang mit dem „Publikum“ anwesenden Karl Giesing ein französisches Duett. Ein gekannt langjähriges Auditorium hatte den gedummen Saal der Eingebunden gefüllt und besonders reiche Beifall.

Genialität der Vergangenheit galt das Ranget von Sam Franko. Wie bekannt, führt dieser Dirigent ältere Instrumentalmusik auf. Diesmal standen vier Italiener auf dem Programm, deren melodiöser Kluff man sich freuen konnte. Denn was uns Franko hier bietet, ist nicht etwa nur „historisch interessant“, sondern auch heute, oder gerade heute wieder, in unserer unruhigeren Zeit durchaus von lebendiger Wirkung. Wie verlag man ein solches Ranget unbedenklich, auch öfters nicht, obwohl Rathleen Howard's Alt anfangs sich nicht frei anmaßte.

Zu einem reinen künstlerischen Genuß verhalf das „Soleo quartet“. Mit großer Freiheit gingen die Herren, denen sich als zweiter Bratschist Herr Zellinek zugesellt hatte, an das Bratschquintett (Nr. 1). Das Temperament, der schöne Ton des Bratschgeigers, die feine Abstimmung des Zupfquintetts, die ein Pianissimo von flüchtiger Zartheit erreicht, führten den Hörer zu einem dankbar anerkannten vollen Erfolg. Beethoven's „große Fuge“ gelang kraft, Schwebes Allegro assai und Beethoven's Quintett (op. 29) folgten. Der große kirchliche Beifall bewies, daß der Abend tatsächlich „auf vielseitigen Wunsch“ veranstaltet wurde.

Kammermusik boten auch Edith v. Voigtländer und Severin Eisenberger. Die Violinistin verlag über einen ausdrucksvollen Ton, ohne daß sie damit über der Mozartischen Klarheit gelangt wäre; auch „Aleinigkeiten“, wie Springbogen, gelangen nicht zu völliger Zufriedenheit. Besser fand sich die Dame mit Corelli's „La solfa“ ab Herr Eisenberger war ein sehr guter Partner. Außerdem sang Fräulein Errot de Pabilla mit ihrer schönen, klaren, leicht gefärbten Stimme ältere und neuere Lieder. L. B.

Problem
MOSLEM
Eine feine Cigarette

Unvergängliche Schönheit

Ich glaube, daß die meisten Frauen ihren bescheidenen Teil dieser Jahre länger behalten könnten, als dies jetzt der Fall ist. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die bekannte Spezialistin in Schönheitsfragen, — das Schminke ist nur, daß sie nicht wissen, auf welche Art und Weise, — Ich bin weniger, ob Sie jemals von dem „Abwärtens-Brot“ gehört haben, — er ist sehr einfach, er besteht in dem Verzicht, den veralteten, mit Wälfen und Lieber veralteten Äußerer Zeit zu entfernen und den darunter befindlichen, schönen, belebten, jungen Teil freizulegen. Für diesen Zweck werden die moderne Frau ein wenig halbtotares Glimmt, das sie einige Punkte in derselben Weise anlegt wie Goldcrem. Ingehebr stündlich und ist in fast jeder Apotheke zu haben. Sein Zweck ist, die häßliche, leibliche äußere Haut noch und nach in fast unmerklicher, keine Tränen aufzuheben. Die gesunde Gewebe werden dadurch nicht angegriffen. Sein Gebrauch bewirkt oft in wenigen Tagen bemerkenswerte Veränderungen. Mit dieser Gemächheit habe ich die Freude vor dem heranrückenden Alter fast völlig verloren.

M
Die stetig fortschreitende Entwicklung unseres Seidenstoff-Geschäftes macht eine erhebliche Ausdehnung der Stoff-Läger notwendig. Um mit der Verwirklichung dieses Vorhabens zugleich dem Wunsche unserer Groß-Abnehmer zu entsprechen, die ihren bereitete Konkurrenz in fertiger Konfektion zu beschränken, haben wir uns entschlossen, unsere Detail-Abteilung für fertige Blusen Ende dieses Monats gänzlich aufzulösen. Zum Zwecke der vollständigen Räumung der vorhandenen Detail-Bestände dieses Artikels veranstalten wir deshalb zur Beschließung unseres Saison-Ausverkaufs morgen, Montag, den 20. Januar, einen großen
Total-Ausverkauf von Seiden-Blusen
zu sehr niedrigen Preisen
Seidenhaus Michels & Cie.
Berlin SW 19 Leipziger Straße 44-44 Mech. Seidenstoff-Weberei in Krefeld und Nowawes Ecke Markgrafenstr. Das rote Eckhaus